



Leseprobe aus Akremi, Baur, Knoblauch und Traue, Handbuch Interpretativ forschen,

ISBN 978-3-7799-3126-3

© 2018 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html)

isbn=978-3-7799-3126-3

Was heißt „interpretativ forschen“?

Hubert Knoblauch, Nina Baur,
Boris Traue und Leila Akremi

1 Sinn und Interpretation

Die Vorstellung einer interpretativen Sozialforschung wird in aller Regel auf Max Weber zurückgeführt. Er ist nicht nur einer der Begründer der Soziologie, sondern hat sie auch in einer besonderen Weise als „verstehende Soziologie“ definiert:

„Soziologie [...] soll heißen: eine Wissenschaft, welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will“
(Weber 1921/1980, S. 1).

Trotz aller theoretischen und methodologischen Differenzen können sich – wie Hartmut Esser (2002) in seinem Aufsatz „Wo steht die Soziologie?“ unterstreicht – fast alle deutschsprachigen Soziologen auf diese Definition von Soziologie einigen. In dieser Definition verweist dabei das lateinische Wort „*Interpretation*“ auf das, was Weber im Deutschen als „*Deuten*“ bezeichnet, aber Weber geht bei seiner Begriffsbestimmung noch weiter. Denn der Gegenstand der Deutung bzw. Interpretation, das soziale Handeln, lässt sich – so Weber –, wie alles Handeln, durch ein besonderes Merkmal bestimmen: den Sinn. Auch wenn sich soziales Handeln prinzipiell auf das Verhalten anderer bezieht, so zeichnet sich sein Sinn dadurch aus, dass er subjektiv ist. Soziologen stellen sich die Aufgabe, diesen Sinn nicht nur zu verstehen, sondern auch ihre Erklärungen beruhen auf dem subjektiv gemeinten Sinn.

Weber wendet sich damit ausdrücklich gegen die Unterscheidung von Windelband (1904) und Rickert (1899), die zwischen „nomothetischen“ und „idiographischen“ Wissenschaften unterscheiden, also Wissenschaften, die durch Gesetze erklären, und solchen, die lediglich beschreibend sind, wie die historischen Wissenschaften. Diese Hervorhebung ist deswegen bedeutsam, weil Weber damit „Sinn“ zu einem zentralen Gegenstand der Sozialwissenschaften machte. Besonders für die Soziologie ist dies folgenreich, die ja zuvor stark von positivistischen und evolutionstheoretischen Denktraditionen geprägt gewesen war. Diese Positionen waren schon von Dilthey (1900/2004) scharf kritisiert worden. Bereits Simmel (1908/1992, S. 28) hatte in Abgrenzung so-

wohl zu Dilthey, als auch früheren soziologischen Ansätzen die Rolle des Sinnhaften in seinem Begriff der Kultur gefasst, den er jedoch als „rein soziologische, von dem speziellen Inhalt abstrahierende Form“ konzipierte.

Doch es war erst Weber, der die Sinnhaftigkeit zum konstitutiven Merkmal des Sozialen erklärte. Bekanntlich handelt es sich dabei keineswegs nur um ein Lippenbekenntnis. Vielmehr bemüht sich Weber, in seiner Methodologie mit dem Begriff des „Idealtypus“ eine Verbindung zwischen „Verstehen“ und „Erklären“ herzustellen (Kalberg 2001), und er löst diesen Versuch auch in seinen historisch-soziologischen Studien ein, in denen er die Kulturbedeutsamkeit des sinnhaften Handelns aufzeigt. So zeigt Weber in der „Religionssoziologie“, dass sich buddhistische Kontemplation und rationales ökonomisches Handeln durch ihre besondere Sinnorientierung unterscheiden, die einmal auf „innere“, das andere Mal auf „äußere“ Objekte bezogen ist (Weber 1920).

Wie allerdings Alfred Schütz (1932) in seinem knapp zehn Jahre nach Webers (1921/1980) „Grundbegriffen“ veröffentlichten „sinnhaften Aufbau der sozialen Welt“ betont, bleibt „der Begriff der sinnhaften und daher verstehbaren Handlung des Einzelnen, der eigentliche Grundbegriff der verstehenden Soziologie“, der „Titel für eine vielverzweigte und der weiteren Durchdringung sehr bedürftige Problematik“ (Schütz 1932, S. 12). Zur Lösung dieses Problems greift Schütz auf die Phänomenologie Husserls zurück. Demnach basiert subjektiver Sinn auf den Prozessen des subjektiven Bewusstseins. Aus der phänomenologischen Perspektive zeichnet sich das Bewusstsein zum einen dadurch aus, dass es sich auf etwas bezieht – die Phänomenologie nennt das „Intentionalität“ –; zum anderen ist das Bewusstsein durch eine besondere Zeitlichkeit bestimmt, die sich im Erleben zeigt. *Zeitlichkeit* und *Intentionalität* sind denn auch die Grundlage für den Sinn, von dem Schütz spricht: *Sinn* besteht hier in der

„spezifische[n] Zuwendung zu einem abgelaufenen Erlebnis [...], durch welche dieses aus dem Dauerablauf herausgehoben und zu einem ‚solchen‘, nämlich einem so-und-nicht-anders-beschaffenen Erlebnis wird“ (Schütz 1932, S. 247).

Sobald wir nämlich ein Erlebnis machen, das sich von einem anderen Erlebnis unterscheiden kann und sich – in der Zeit – auf dieses als vergangenes oder künftig entworfenes Erlebnis bezieht, macht das Erlebnis für uns einen Sinn, der in sozialen Zusammenhängen von anderen verstanden werden kann. Der Sinnbegriff wird so zur zentralen Kategorie, die hinter dem Begriff der Interpretation steht (Hitzler 2002). Reichertz (2007, S. 3) weitet die Zentralität des Sinnbegriffs sogar auf alle qualitativen Ansätze aus, um hinzuzufügen:

„[D]as Problem ist allerdings, dass die jeweiligen Gebrauchsweisen der Begriffe ‚Sinn‘ und ‚Rekonstruktion‘ so stark auseinander laufen (subjektiv, objektiv, sozial, latent etc.),

dass von einem gemeinsamen Nenner ([...] nicht [...]) ernsthaft gesprochen werden kann“ (Reichertz 2007, S. 197).

Seit Webers Konzeption der verstehenden Soziologie ist der Begriff des „Sinns“ in der Soziologie folglich weitgehend etabliert (Abel 1948). Allerdings weist der Sinn-Begriff eine *Doppelseitigkeit* auf, die mit den Begriffen des *subjektiven Sinns* und des *objektiven Sinns* gefasst werden kann. Eine Objektivität des Sinns ergibt sich für Weber aus der intersubjektiven Übereinstimmung oder der Einseitigkeit des subjektiv gemeinten Sinns. Soziale Institutionen – bei Durkheim (1895/1984, S. 105 ff.) über den bezwingenden, d. h. sanktionsbewehrten oder attraktiven Charakter der überindividuellen „sozialen Tatsachen“ („*contraintes sociales*“) erklärt – versteht Weber (1921/1980, S. 14 f.) konsequenterweise als „typisch gleichartig gemeinten Sinn“ bzw. über die Orientierung an der „Geltung“ einer „Ordnung“. Während die französische Soziologie sich künftig stärker an „sozialen Tatsachen“ und dem objektiven Sinn orientierte, plädierte Weber für eine Orientierung der Soziologie am subjektiven Sinn und legte in seinem Plädoyer für eine „verstehende Soziologie“ den Grundstein hierfür (Smelser 1976).

Weber schließt dabei mit den Begriffen des „Verstehens“, des „Deutens“ und der „Interpretation“ an einer *hermeneutischen Tradition* an, die für ihn noch entscheidend von Dilthey geprägt war. Dilthey (1883/2006, S. 318) verwendet den Begriff der „*Interpretation*“ oder auch „*Auslegung*“ für das „kunstmäßige Verstehen von dauernd fixierten Lebensäußerungen“, zu denen er Begriffe, Handlungen und Texte zählt. *Verstehen* bzw. *Deuten* bezieht sich dabei auf einen „Vorgang, in welchem wir aus sinnlich gegebenen Zeichen ein Psychisches, dessen Äußerung sie sind, erkennen“. Diltheys Konzept der Interpretation schließt wiederum an die hermeneutische Tradition an, wie sie im frühen 19. Jahrhundert von Schleiermacher (1838) begründet wurde. Während sich diese Hermeneutik jedoch weitgehend auf Schriftwerke, und zwar zunächst vor allem auf die Auslegung der Bibel konzentrierte, wertet Dilthey (1900/2004) das Konzept auch auf andere Lebensäußerungen aus, wobei er die Meinung vertritt, dass erst die Auslegung von literarischen, philosophischen oder religiösen Texten ein über das Nachvollziehen „psychologisch“ spezifischer innerer Vorgänge hinausgehendes hermeneutisches Verstehen der Bedeutung der jeweiligen geistigen Objekte ermöglicht. Mit anderen Worten ist in der hermeneutischen Tradition der *verschriftlichte* Text Grundlage jeder wissenschaftlichen Analyse – auch Interviews, Beobachtungen oder visuelles Material müssen in dieser Tradition erst verschriftlicht werden, bevor sie analysiert werden können. Daher rühren Äußerungen, die sich in gängigen Einführungen in die qualitative Sozialforschung finden lassen, die Soziologie sei eine Textwissenschaft (vgl. z. B. Flick 2007, S. 107; S. 447).

Die Verbindung zwischen Sinn, Verstehen und Deuten bzw. Interpretation

als eines methodisch nutzbaren und methodologisch verallgemeinerbaren Zusammenhangs wird erst von Weber hergestellt, und er ist es auch, der sie sehr ausdrücklich in die Soziologie eingebracht und zur Grundlage einer Methodologie machte, die insbesondere über Schütz eine Vielzahl interpretativer Methoden inspiriert.

Auch wenn wir im Folgenden argumentieren werden, dass diese starke Orientierung am verschriftlichten Text nicht erforderlich ist, so kommt der Vorschlag, die Textualität von sozialwissenschaftlichen Daten als Voraussetzung für methodisch kontrollierte Interpretation zu betrachten, Max Webers Forderung entgegen, die Soziologie solle Verstehen *und* Erklären miteinander verbinden. Schütz bringt dieses Desiderat der verstehenden sozialwissenschaftlichen Methodologie mit Erklärungsanspruch auf den folgenden Punkt: Das Hauptproblem der Sozialwissenschaften liege darin, „eine Methode zu entwickeln, um in objektiver Weise den *subjektiven Sinn* menschlichen Handelns erklären zu können“ (Schütz 1971, S. 49, Hervorhebung durch Autoren).

2 Das interpretative Paradigma

Auch wenn die Forderung nach Interpretation bereits auf Max Webers verstehende Soziologie zurückgeführt werden kann, geriet die Rolle der Interpretation für die Soziologie nach dem 2. Weltkrieg, vermutlich auch aufgrund der Dominanz der amerikanischen Soziologie, weitgehend in Vergessenheit. Sieht man von der überwiegend auf die „Geisteswissenschaften“ beschränkten Fortentwicklung der Hermeneutik ab – in Deutschland etwa über Gadamer (1960), in Frankreich über Ricoeur (1972) –, ist daher eine eigenständige methodologische Wiederaufnahme und Weiterführung der „Interpretation“ in den Sozialwissenschaften vergleichsweise jungen Ursprungs und scheint erst Ende der 1970er Jahre in eine Verbindung mit den Methoden der Sozialforschung gebracht worden zu sein:

Wie Ploder (in diesem Band) rekonstruiert, vollzog sich diese Verbindung von Interpretativität und sozialwissenschaftlichen Methoden im Rahmen der Essener Tagung „Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften“, an der laut Bericht Georg Soeffners vom 20.1.1978 an den Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) insgesamt 170 Personen teilnahmen und die ihren Niederschlag in dem Tagungsband „Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften“ (Soeffner 1979) fand. Zwar wird auch im selben Jahr im angelsächsischen Sprachraum das Buch von Dallmayr und McCarthy (1977) als eine Initialzündung der „*interpretativen Wende*“ („interpretive turn“) gedeutet, doch halten beide Autoren an einem – über Habermas' (1970/1985) „Logik der Sozialwissenschaften“ vermittelten – Konzept des Verstehens fest, auf das wir unten noch eingehen werden. Erst mit dem Sam-

melband von Rabinow und Sullivan (1987) wird auch im angelsächsischen Sprachraum die *Verbindung des „verstehenden Ansatzes“ mit den „qualitativen Methoden“* vollzogen.

Parallel findet eine *Ausdifferenzierung der hermeneutischen Ansätze* im deutschen Sprachraum in verschiedene Varianten etwa der „sozialwissenschaftlichen Hermeneutik“ (Soeffner 1980), der „objektiven Hermeneutik“ (Oevermann et al. 1979) oder der „wissenssoziologischen Hermeneutik“ (Hitzler/Reichertz/Schröer 1999) statt.

Freilich geht dieser interpretativen Wende der sozialwissenschaftlichen Methoden ein entsprechender *Wandel in der soziologischen Theorie* voraus: In den 1960ern war der Strukturfunktionalismus – der in der interpretativen Forschung später auch als „normatives Paradigma“ (Wilson 1973) bezeichnet wurde – die dominante Sozialtheorie. Mit dem „normativen Paradigma“ ist der von Parsons (1937) geprägte theoretische Ansatz gemeint, der Handelnde in festen Strukturen verankert, die ihre Positionen, ihre Rollen, Erwartungen und Handlungen weitgehend festlegen. Der Strukturfunktionalismus war wiederum methodologisch stark von der damaligen französischen Soziologie beeinflusst, bei welcher eine andere Methodenentwicklung vonstattenging als in der deutschsprachigen Soziologie. Wie bereits oben angedeutet, weicht die methodologische Grundlegung der Soziologie in Frankreich (Durkheim 1895/1984) vom Programm der verstehenden Soziologie ab, da sie nicht – wie bei Weber – aus der Auseinandersetzung mit der hermeneutischen Tradition und dem Szientismus vor allem der amtlichen Statistik (vgl. Ziegler in diesem Band), sondern aus einer Auseinandersetzung mit dem Positivismus und dem sozialistischen Denken hervorgegangen ist (Geiger 1981). Entsprechend kam es in Frankreich erst in der Nachkriegszeit zu einer Rezeption der Hermeneutik (Ricoeur 1972; vgl. zum Überblick Keller/Poferl 2016). Vor dieser hermeneutischen Wende hatte die französische Methodentradition den Strukturfunktionalismus stark beeinflusst (z. B. Parsons 1937).

Diese strukturfunktionalistischen Deutungen der Durkheimschen Methodologie wurden in den USA bereits in den 1960ern scharf aus dem Lager der interpretativen Soziologie kritisiert. So protestierte etwa Garfinkel (1967), handelnde Akteure seien keine „Kulturtrötter“ („cultural dopes“), die außerstande wären, Normen und Zwänge zu interpretieren.

Zu breitenwirksamen Veränderungen der soziologischen Theorie hin zur Interpretativität kam es dann in den 1970ern. So gab Walter Bühl bereits 1972 einen Sammelband „Verstehende Soziologie“ heraus, der unter den „Entwicklungstendenzen“ auch einen ethnomethodologischen Aufsatz von George Psathas (1972) enthielt, welcher allerdings wenig rezipiert wurde. Viel folgenreicher – vor allem in seiner deutschsprachigen Übersetzung – war Thomas P. Wilsons Aufsatz von 1973, in dem er ein „interpretatives Paradigma“ formuliert.

Im selben Jahr erscheint in englischer Sprache auch Geertz' (1973/1987) Aufsatz über die „dichte Beschreibung“ und die interpretative Theorie der Kultur. Bezeichnenderweise löste Geertz in den 1980er Jahren deswegen vor allem eine theoretische Wende zur „interpretativen Anthropologie“ aus, wofür etwa die Arbeiten von Marcus und Fischer (1986) stehen, die betonen, wie sehr die Ethnologie und ihre Kommunikationsformen an der Konstruktion ihres Gegenstandes beteiligt sind. Geertz' Bezug zu und Einfluss auf die sozialwissenschaftlichen Methoden war daher indirekt.

Auch Wilsons (1973) Aufsatz nimmt keinen direkten Bezug auf die Methoden der qualitativen Sozialforschung, vielmehr zielt er mit seiner Formulierung des „interpretativen Paradigmas“ auf eine Kontrastierung mit dem Strukturfunktionalismus. Im Gegensatz zum Strukturfunktionalismus sieht Wilson (1973) Handeln – oder, hier wie häufig in einer ungeklärten Gleichsetzung – „Interaktion als einen interpretativen Prozess“. Das „interpretative Paradigma“ wird also nicht hauptsächlich auf die Methoden bezogen, sondern gilt als ein theoretisches Programm, wie es seine Ausformulierung etwa durch Reiner Keller (2012) erfährt.

In den letzten Jahren wurde das interpretative Paradigma einer grundlagentheoretischen und methodologischen Revision unterzogen (Keller 2012; Keller/Poferl 2016; Knoblauch 2017). Dabei wurde auch teilweise das Verhältnis zur französischen Tradition – in Gestalt der Durkheimschen sowie machtanalytischen bzw. poststrukturalistischen Methodologie – revidiert. „Soziale Tatsachen“ (Durkheim 1895/1984) wurden in der älteren Parsons'schen (1937) Lesart als unentrinnbare *Zwänge* betrachtet, die das Verhalten der Individuen determinieren und dadurch mit einer handlungstheoretischen Denkweise schwer in Einklang zu bringen sind. Vielmehr werden soziale Tatsachen nun als symbolischer und materieller Rahmen verstanden, in den sich handelnde Individuen gestellt sehen. In der deutschsprachigen Methodendebatte der letzten Jahre wurde dagegen hervorgekehrt, dass Strukturen ein symbolischer und materieller Rahmen sind, der das Verhalten nicht *determiniert*, sondern sich Handelnden lediglich als Sinnangebot aufdrängt, mit dem sie umzugehen haben.

Die Verschränkung von Zwang und Ermöglichung bildet auch den Kern des für die deutschsprachige Methodendiskussion bedeutsamen Diskursbegriffs: Michael Foucault (1976) spricht von einer „Produktivität“ der diskursiven Macht, die ihre repressive (Bestimmungs-)Macht überwiege. Vor allem aufgrund der Konzeptualisierung dieser doppelten Wirkung bot sich seine Perspektive – mehr noch als die stärker positivistisch geprägte Perspektive Durkheims – für einen Einbau in die interpretative Forschung an (Keller 2005). Im Foucault'schen Diskursbegriff ist auch schon der Umstand berücksichtigt, dass Subjekte in ihren „Äußerungen“ diskursive „Aussagen“ deutend reproduzieren und schließlich auch transformieren. So gelten *Diskurse* (oder auch „*Deutungsmuster*“) als

„umstrittene, vorübergehend kristallisierte symbolische Strukturen der Ordnung von Welt, die Handeln zugleich ermöglichen und beschränken. [Die Diskursanalyse] historisiert die soziologische Analyse von Wissen und Praktiken und vermittelt zwischen handlungs- und struktur- bzw. institutionentheoretischen Ansätzen“ (Keller 2005, S. 190).

Diese Erweiterung des interpretativen Paradigmas – das nicht auf die wissenssoziologische Diskursanalyse beschränkt bleibt, sondern sich allgemeiner durchgesetzt hat – erlaubt eine genauere Bestimmung der Übergänge vom subjektiven Sinn zum objektiven Sinn und umgekehrt: Diskurse „*subjektivieren*“ Handelnde (Bosančić 2012; Pfahl/Schürmann/Traue in diesem Band; Knoblauch 2017, S. 183 ff.), während sich das kommunikative Handeln über mehrere Schritte „*objektiviert*“ (Knoblauch 2017).

Diese Präzisierungen der Übergänge von sozialen Ordnungen zum Handeln und umgekehrt versprechen, die Defizite des interpretativen Paradigmas in der *Erklärung* von sozialer Ordnungsbildung weitgehend zu beheben. Dies gelingt nicht zuletzt durch eine Vertiefung des Verständnisses der Verstehensleistungen, die Subjekte aufbringen müssen, um sich in globalisierten, mediatisierten und verwissenschaftlichten Lebenswelten zu orientieren.

In neueren theoretischen Ansätzen mit starken methodologischen Programmen, etwa im kommunikativen Konstruktivismus (Knoblauch 2017) und in anthropologisch geprägten Ansätzen (z. B. Lindemann 2014), werden normative und materielle Aspekte der Sozialität also stärker als bislang in der interpretativen Sozialforschung üblich berücksichtigt und systematisch in den theoretischen Bezugsrahmen und korrespondierenden methodologischen Techniken verankert: als Diskursivierung (Keller 2005), Mediatisierung (Hepp 2013; Traue 2017), Veräumlichung (Berking 1998; Löw 2001), Kommunikativierung und Infrastrukturierung (Knoblauch 2017, S. 355 ff.; vgl. auch Abschnitt 5) usw.

Die Einbeziehung der normativen und materiellen Ordnungen in die interpretative Forschung schlägt sich auch in den Datensorten nieder, die Gegenstand sozialwissenschaftlicher Analysen werden. Im Folgenden möchten wir – wiederum unter knapper Einbeziehung grundlegender Methodendebatten – deshalb darstellen, wie in den Sozialwissenschaften „Daten“ konstruiert werden.

3 Was kann interpretiert werden? Vom Text über die Sprache zur Objektivierung als sozialwissenschaftliche Datengrundlage

Die bei Weber entschieden vollzogene Abgrenzung zum Positivismus ist mit einer methodologischen Position verbunden, die vermutlich Schütz am deutlichsten auf den Punkt bringt: Im Gefolge von Weber schlägt Schütz (1971, S. 3–54) vor, zwischen Konstrukten erster Ordnung und Konstrukten zweiter

Ordnung zu unterscheiden. Gegen Rudolf Carnaps (1928) „logischen Aufbau der Welt“ und seinem methodologischen Vorschlag, von „Protokollsätzen“ auszugehen (Carnap 1932), betont Schütz (1932) mit seinem „sinnhaften Aufbau der sozialen Welt“ ausdrücklich, dass die Wirklichkeit nicht einfach objektiv in Protokollsätzen zu fassen ist. Carnap hatte – in der Absicht einer einheitswissenschaftlichen Grundlegung, die einer weiteren „Zerspaltung der Wissenschaften“ (Carnap 1932, S. 423) vorbeugen sollte – vorgeschlagen, als festen Grund der Überprüfbarkeit aller wissenschaftlichen Aussagen eine *Protokollsprache* zu verwenden, die der Protokollierung des Wissenschaftlers bei der empirischen Arbeit entspricht. Idealerweise folge diese Sprache einem „ursprünglichen Protokoll“, für das er beispielhaft folgende Form vorschlägt:

„Versuchsanordnung: an den und den Stellen sind Körper von der und der Beschaffenheit (z. B. ‚Kupferdraht‘; vielleicht dürfte statt dessen nur gesagt werden: ‚ein dünner, langer, brauner Körper‘, während die Bestimmung ‚Kupfer‘ durch Verarbeitung früherer Protokolle, in denen derselbe Körper auftritt, gewonnen wird); jetzt hier Zeiger auf 5, zugleich dort Funke und Knall, dann Ozongeruch. Ein ursprüngliches Protokoll würde sehr umständlich sein. Daher ist es für die Praxis zweckmäßig, daß die Formulierung des Protokolls schon abgeleitete Bestimmungen verwendet“ (Carnap 1932, S. 437 f.).

Diese Auffassung wird innerhalb des Wiener Kreises von Otto Neurath (1932) kritisiert, der einwendet, dass die Subjektivität des Forschers – nicht zuletzt sein Name – in die Protokollsätze eingehe. Dies führt allerdings innerhalb der „*Protokollsatzdebatte*“ nicht zu einer prinzipiellen Revision von Carnaps Vorschlag. Es ist Alfred Schütz – der ja selbst zeitweilig den Wiener Kreis frequentierte –, der einige Jahre später Carnaps Vorschlag mit einer noch radikaleren Kritik erwidert:

Die Wirklichkeit werde immer von denjenigen, die in ihr handeln, schon gedeutet, gleichgültig ob es sich um Alltagsmenschen oder Wissenschaftler handle. Diese Deutungen nennt Schütz (1971, S. 11) die „ersten Konstruktionen des alltäglichen Denkens“. Diese *Konstrukte erster Ordnung* werden zwar individuell vollzogen, stellen aber bereits ein sozialisiertes Wissen dar, das aus der Reziprozität der Perspektiven (Schütz 1971, S. 12; Schütz 1932, S. 106–155) hervorgeht: Bei der eigenen Deutung der Welt werden die Deutungen der Anderen und die Deutungen des eigenen Handelns durch andere berücksichtigt. Es ist nicht so sehr die Subjektivität, sondern die *Relationalität* der Konstrukte erster Ordnung, die sie von Protokollsätzen unterscheiden. Erst Berger und Luckmann (1966) werden allerdings Jahrzehnte später erläutern, was wir unter der Konstruktion verstehen können.

Der Gegenstand der Sozialwissenschaften verfügt gemäß Schütz immer schon über seine eigenen Deutungen. Ist Forschung schon deswegen immer interpretativ, so zeichnet sie sich darüber hinaus auch dadurch aus, dass sie selbst auch Deutungen produziert – nämlich *Konstrukte zweiter Ordnung*: